









# Das Leben im Wort

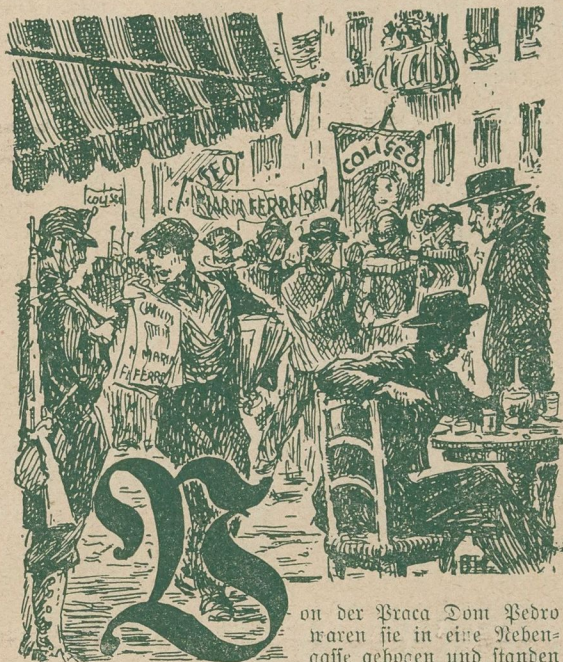
Nr. 31



Unterhaltungsbeilage



1928



## Maria Ferreira

Ein Roman

von dea Ufern des Mondego

Zehnte  
Fortsetzung

Von Otfried von Hanstein

lächelte. Affonso hatte sie hergeschickt — Affonso war ernst und gut — das würde schon alles sich geben.

Und von der Reise und allem Neuen totmüde, schlief sie ein.

Direktor Figueira aber sagte zu seinem Regisseur:

„Ich bin nie so gespannt gewesen als heut. Er ist doch sonst ein besonnener Mann, aber — diese Maria Ferreira?“

### Sechstes Kapitel.

In Lissabon waren die Straßen voller Menschen, die alle in größter Erregung schienen. Polizei stand an allen Ecken, Soldaten durchzogen die Stadt. Menschen standen in Gruppen beisammen und flüsterten leise. Sie wurden aneinandergesprengt, gingen ein paar Schritt weiter und standen wieder zusammen. Die Cafés in der Nähe der Praça Dom Pedro und der Avenida da Liberdade und die Apotheken, in denen sich die Männer trafen, waren dicht gestopft voller lebhaft ineinander hineinredender Menschen.

Frauen huschten nur vereinzelt und schen über die Straßen, und die Varinas, die barfüßigen Fisch- und Obstverkäuferinnen in ihrer bunten Landestracht, die ihre Waren in großen Körben auf den Köpfen trugen und in den Straßen feilboten, zogen sich ängstlich in die engen Gassen der Mouraria, der alten Mauernstadt, des ältesten Viertels von Lissabon zurück und wagten sich nicht mehr hervor. Es war still in der Stadt, viel, viel stiller als sonst und doch viel erregter. Man flüsterte miteinander, man warf seltene Blicke umher, diese ganze, gewaltige Menschenmenge die die Straßen erfüllte, die mit den Elevatoren und Zahnradbahnen von der tief gelegenen Baixa in die hochgelegenen schönen und neuen Viertel des Praça Buenos Aires und Rio de Janeiro hinauf- und von ihnen wieder hinuntereilte, in all diesen Tausenden war ein gewisses elektrisches Fluidum, die bestimmte Erwartung eines kommenden Ereignisses.

Präsident Braga war mit der Regierung von einer starken Wache treuer Soldaten umgeben. Ein Rausen ging durch die Menge.

„Heut — heut — man sagt, der Hauptmann Pavia Couceiro ist schon dicht vor der Stadt.“

„Der König soll ganz nah an der Küste auf einem Schiff die Ereignisse erwarten.“

„Die Engländer haben die Hand im Spiel.“

„Graf de Castro soll bei dem Hauptmann Couceiro sein.“

„Ob die Republik wieder dem Könige weicht?“

Jemand lachte ganz laut.

„Dieser König heißt England.“

Blötzlich Rivatrufe. Ein Zusammendrängen der Massen. Männer kamen die Straße entlang, zehn, zwanzig hintereinander.

Sie waren in historische Kostüme gekleidet. Der erste trug die Maske und das Kleid des Vasco de Gama, jeder andere verkörperte einen anderen portugiesischen Héros aus

Don

der Praça Dom Pedro waren sie in eine Nebengasse gebogen und standen vor einem kleinen Hause.

„Es ist freilich bescheiden, aber mehr als fünfshundert Escudo kann ich Ihnen im Anfang nicht geben.“

Er hatte schnell gerechnet. Siebenhundertfünfzig hatte er Affonso versprochen, aber hundert Mark waren für dieses halbe Kind mehr als genug und Maria war überrascht. Fünfshundert Escudo! Die Mutter verdiente kaum sechzig im Monat.

„Ich will mir Mühe geben, das hohe Gehalt zu verdienen.“

Das war nun allerdings das erste Mal, daß dem Direktor so etwas gesagt wurde!

Auch das kleine, sehr einfache Stübchen erschien ihr herrlich. Immerhin, es war großstädtischer als das in Coimbra und auch das war ein Palast gegen die enge Klosterzelle in Lavrao.

Die Wirtin war eine gutmütige Frau.

„Ich bringe sie selbst in das Theater.“

Maria saß in einer Loge des Coliseo. Wie gewaltig der Raum war! Die Menge Zuschauer! Da waren ja zehnmal mehr Menschen im Theater, als überhaupt in Lavrao!

Dann hob sich der Vorhang und Maria erschloß sich eine fremde Welt. Als sie spät abends und müde in ihrem Bett lag, war sie wieder voller Angst.

Was war das für ein seltsames Stück? Sie hatte das wenigste nur verstanden. Es war eine Operette. Ein wenig leichtfertig, moderne Tänze darinnen. Das Bild einer Gesellschaft, von der das Dorfkind nichts ahnte, aber — das sie abließ.

So etwas sollte sie spielen? Unmöglich! Dann aber dachte sie an Affonsos Verse. Die waren doch ernst. — Sie

# Sommernacht

Don M. Stein

Sommernacht! Vor tausend Jahr'  
wirst du schon wie heute,  
wirst es bleiben immerdar  
in uren'ger Weite. —

Raunen, — träumen, — Blütenduft, —  
heimlich zages Flüstern —  
Käfer leuchten durch die Luft  
und der Mond blickt lüstern. —

Leise lacht der alte Bach,  
hüpft ans Ufer heiter. —  
Duftburchwehte Sommernacht  
blühe, glühe weiter. —

der Geschichte. Jeder trug eine Stange, an der ein großes  
Plakat befestigt war, mit weit leuchtender Aufschrift.

„Heimat erwache.“

„Das große Volksstück der Vaterlandsliebe!“

„Auf in das Coliseo!“

„Heut nacht zum erstenmal!“

„In der Hauptrolle: Maria Ferreira.“

„Wer ist Maria Ferreira?“

„Maria Ferreira ist eine portugiesische Jungfrau von  
Orleans.“

„Wer war Maria Ferreira?“

„Maria Ferreira saß vor sechs Wochen noch im Kloster  
Lavrao und schnitzte Zahnstocher.“

„Heimat erwache!“

„Wer ein Portugiese ist, eile heut nacht in das Coliseo  
und höre und sehe Maria Ferreira.“

Ein lautes Sprechen, ein befreites Aufatmen. Das  
nervös erwartende Volk hatte eine Ablenkung.

„Was ist das für ein Stück. — Wer hat es geschrieben?  
Wer ist diese Maria Ferreira?“

Stauende Blicke hingen an dem letzten der Plakate,  
das einen wunderschönen, jungen, braunlockigen Mädchen-  
kopf mit übergroßen, feherhaft herrlichen Augen zeigte und  
die Unterschrift trug: „Maria Ferreira.“

Kein Mensch hatte von ihr gehört. Niemand wußte  
von diesem Stück. Sehr klug hatte Direktor Figueira jede  
Reklame zurückgehalten. bis auf diesen Nachmittag, und jetzt  
plötzlich war ganz Lissabon überschwemmt. Ueberall durch-  
zogen derartige Gruppen von Männern mit Plakaten die  
Stadt. Alle in historischen Kostümen. Alle Abendzeitungen  
brachten über eine ganze Seite hinweg dieselben Worte und  
daselbe Bild mit der Unterschrift „Maria Ferreira“. Nur  
der Verfasser war mit keiner Zeile genannt.

„Wer ist diese Maria Ferreira?“

„Eine Zahnstochermacherin aus Lavrao?“

„Anstun. irgendeine Schauspielerin, man hat niemals  
von ihr gehört.“

„Wer ist der Verfasser des Stückes?“

„Welcher Partei dient das Stück?“

Für den Augenblick dachte niemand mehr an das Aus-  
brechen einer neuen Revolution. Ganz Lissabon sprach in  
diesem Augenblick nur von Maria Ferreira.

\*

Die einzige, die von alledem gar nichts wußte, war  
Maria Ferreira. Sie hatte seltsame Tage durchlebt. Oft  
war es ihr wieder wie damals, als sie vor dem Kloster  
Lavrao auf den Trümmern ihres väterlichen Hauses saß.  
Sie war wie in einem Traum, alles war unwirklich, was  
um sie und mit ihr geschah. Die Proben hatten begonnen.  
Sie hatte auf der kahlen, leeren, riesengroßen Bühne des  
Coliseo gestanden. Der gewaltige, gleichfalls leere Zu-  
schauerraum mit seinen erhängten Logen, mit seinen  
Bänken, die ihr unzählig erschienen, gähnte vor ihr wie  
ein riesiges furchtbares Höhlenloch. Nur ein paar kleine  
Birnen warfen spärliches Licht auf die kahlen Wände, die  
jetzt nicht durch Kullissen verdeckt waren.

Maria Ferreira war eine Viertelstunde zu früh ge-  
kommen, hockte ganz allein auf einem Schemel in einer

Ecke. Einzelne Theaterarbeiter kamen, gingen pfeifend oder  
singend über die Bühne und verschwanden im Dunkel. Die  
Schauspieler begannen sich zu versammeln, kamen in Grup-  
pen. Männer, Frauen und junge Mädchen.

Niemand achtete auf die zusammengesunkene Gestalt  
in der Ecke. Alle sprachen durcheinander. Maria Ferreira  
fühlte sich unbehaglich in dieser fremden Umgebung, unter  
diesen Menschen, die alle so ganz anders waren in ihrem  
Vernehmen, als die Menschen, die sie bisher in Lavrao und  
Coimbra gesehen. Lebhafter, die Männer mit scharfge-  
schnittenen, oft stark gefurchten Gesichtern, die Frauen meist  
auch bei Tage geschminkt. Dann kam der Direktor. Sie  
war froh, ein bekanntes Gesicht zu sehen.

„Bons Dias Senhoras und Senhores. Ist Senhora  
Ferreira schon hier?“ Verlegen stand sie auf, fühlte aller  
Blicke auf sich ruhen, die Knie wollten ihr den Dienst ver-  
sagen und sie empfand, wie die Röte in ihr Gesicht stieg.

Der Direktor stand bei ihr, ebenso theatralisch, wie er  
sie damals im Bahnhofs begrüßt hatte, streckte er ihr die  
Hand entgegen.

„Darf ich bitten, verehrteste Senhora.“

Er wußte wohl, wie er den neuen Star behandeln  
mußte, damit die Schauspieler an ihn glaubten.

„Darf ich Ihnen Senhora Ferreira vorstellen, die die  
Hauptrolle in unserem neuen Stück verkörpern wird?“

Aller Augen ruhten auf dem jungen Mädchen, das ver-  
legen dastand. Wie verschiedenartig die Blicke waren.  
Männer, denen die junge, blühende Schönheit des Mäd-  
chens gefiel, Frauen, die sie neidisch ansahen, spöttische  
Blicke, quälende Gedanken.

„Wer ist diese Maria Ferreira?“

„Wo war sie engagiert?“

„Mit welchem Recht stellt man sie uns als Star vor?“

„Meine Herrschaften, wir wollen die Leseprobe unseres  
neuen Stückes beginnen. Ich habe auch Ihnen bisher den  
Titel verschwiegen, er lautet:

„Heimat erwache!“

„Ich denke, es wird der größte Erfolg werden, den wir  
jemals hatten.“ Während einige Stühle und Tische gestellt  
wurden, trat eine junge Dame an sie heran.

Maria glaubte jetzt zu erkennen, daß es dieselbe war,  
die in dem Theaterstück, das sie am ersten Abend gesehen  
hatte, die Hauptrolle spielte.

Sie fragte mit einem süßlichen Lächeln:

„Wo waren Sie bis jetzt engagiert, Senhora?“

Maria verstand den Ausdruck nicht und fragte:

„Wie meinen Sie?“

„In welchem Theater sind Sie bisher aufgetreten?“

Maria sah sie mit einem kindlich harmlosen Blick an.

„Ich habe noch nie in einem Theater gespielt.“

„Sie haben noch nie gespielt?“

„Nur in Lavrao, in meinem Heimatdorf, wenn unser  
Pater eine Legende aus der Bibel aufführen ließ.“

„Das ist ja köstlich.“

Die Schauspielerin lachte hell auf, trat zurück, tuschelte  
in die anderen hinein und wie ein Lauffeuer ging es um-  
her, und überall lachte man auf.

Maria Ferreira achtete wenig darauf. Sie starrete in  
ihre Rolle. Ihr war unendlich ängstlich zu Mute. Sie wäre  
am liebsten davongelaufen, sie fühlte unwillkürlich, daß ihr  
diese Menschen nicht wohlgesinnt waren.

Die Probe begann. Die Schauspieler lasen ihre Rollen.  
Jetzt war Maria Ferreira gefesselt. Das Werk begann  
Leben vor ihren Augen zu bekommen. Sie lauschte ge-  
spannt. In ihrer Seele war wieder ein leises Blühen: Es  
waren die Verse, die Affonso gedichtet hatte. Wie anders  
klangen sie jetzt in dem Mund der Schauspieler.

Ihr Auftritt kam. Jetzt übermannte sie wieder tödtliche  
Angst. Sie versuchte zu lesen. Ihr Hals war trocken, ihre  
Stimme versagte, die Buchstaben zitterten vor ihren Augen.  
Sie sprach hastend, fast stotternd die ersten Zeilen. Ein leises  
Lächeln drang an ihr Ohr. Einen Augenblick glaubte sie in  
Schwindel zu Boden sinken zu müssen, dann aber plötzlich  
war es ihr, als sähe sie vor sich — dort unten in dem dunk-  
len Zuschauerraum — das Gesicht des Affonso de Castro.  
Was hatte sie ihm verprochen? Mit einem Male fiel alle  
Angst von ihr ab, sie vergaß die Menschen um sich herum,

sie starrte in den Zuschauerraum, wo sie das geliebte Gesicht zu sehen glaubte, ihre Hand ließ die Rolle sinken, die sie ja nur behinderte und sie sprach auswendig die Verse. Sprach schlicht und einfach, ohne schauspielerische Pathos, ohne Kunst, nur wie sie eben fühlte, aber innig und begeisternd. Allmählich verstummte alles und lauschte, sah auf dieses Kind, das seiner selbst so wenig bewußt war. Wochten sie neidisch sein und voller Intrigen, diese armen Mimen der Vorstadt Bühnen, die es selbst zu nichts Großem gebracht hatten — sie empfanden als Künstler und sie sahen vor sich die ersten Flügelschläge eines noch unbeholfenen, aber vielleicht großen Talentes.

Oder ging es auch ihnen in diesem Augenblick wie Alfonso de Castro? Hielten auch sie für Kunst, was in Wirklichkeit nur hingebend schlichte Natur war? Hatte sie wirklich das Talent einer großen Schauspielerin oder deckte sich nur die Gestalt dieses phantastisch begeisterten, liebeglühenden Mädchens mit ihrem eigenen Selbst?

Wochen waren vergangen. Maria lebte nur in dem Studium ihrer Rolle. War am Vormittag auf der Probe und verbrachte den Nachmittag in ihrem Stübchen. Sie kam nie mehr zur Vorstellung in das Theater. Sie wollte nicht den Eindruck des ersten Tages noch einmal erleben. Ein paar Feierstunden waren gekommen. Eines Tages hatten wirklich Alfonso de Castro und Adolfo de Gama in dem leeren Zuschauerraum geessen. Ganz still, von niemand beachtet, und während des Umbaus im Zwischenakt hatte der Direktor ihr zugewinkt und sie war hinuntergehuscht. Da war ihr Alfonso entgegengetreten und hatte ihr beide Hände gereicht. „Serrlich, über alle Maßen herrlich, kleine Mariquinhas.“

Ihr kamen die Tränen in die Augen, sie sah ihn an sagte innig und voll glühender Liebe: „Bist Du zufrieden?“

Es war vollständig dunkel im Zuschauerraum um die drei. Unwillkürlich hob sie ihm ihren Kopf und ihre Lippen entgegen, er aber bogte sich nieder, küßte sie auf die Stirn und sagte gleichfalls bewegt: „Ich danke Dir.“

Das Glodenseichen auf der Bühne ertönte, sie zuckte zurück und sah in das einen Augenblick zufällig von einem Bühnenscheinwerfer beleuchtete Gesicht Adolfo de Gamas.

Es hatte einen weichen, wehmütigen Ausdruck. — „Wie sind Sie zufrieden mit mir?“ — „Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie eine Künstlerin werden, Marina Maria.“

Sie wußte selbst nicht warum, aber sie empfand in diesem Augenblick etwas, wie Aerger über die Worte Adolfos. Sie redete es sich wenigstens ein, denn sie wollte es sich nicht gestehen, daß sie enttäuscht war, daß Alfonso nicht ihre Lippen geküßt hatte. Am Abend lachte sie wieder darüber und war ihm für den Stirnkuß dankbar. Was hätten die Menschen gesagt, wenn sie gesehen hätten? Auch war sie stolz. Wieder hatte ihr Alfonso gesagt, daß niemand erfahren dürfe, daß er der Verfasser des Stückes sei. Niemand, als sie ganz allein.

Der Tag der Erstaufführung war da. Das Traumleben Marias war noch stärker als sonst. Am Vormittag war die letzte Probe gewesen. Für sie eine andere Welt. Die Bühne war mit passenden, schönen Dekorationen bestellt, die Schauspieler, sie selbst in Kostüme. Sie hatte an das gar nicht gedacht, jetzt war es ihr, als spiele sie nicht, als lebe sie diese Rolle. Sie vergaß vollständig das Theater und fand sich kaum zurecht, als sie dann wieder in den Alltag hinaustrat.

Jetzt war sie sehr früh in die Garderobe gegangen, die Frau des Direktors wollte sie schminken. Es war ihr unangenehm, sie verstand nicht, warum das geschehen müsse, aber sie war gewohnt, sich zu fügen. Sie war glücklich, unendlich glücklich, denn als sie das Theater betrat, hatte sie Alfonso mit dem Direktor über die Straße gehen sehen. Er war also heute im Theater — für ihn würde sie spielen. Von der Unruhe in der Stadt, von der Gewittergeschwüle die über die Straßen lag, hatte sie ebensowenig gemerkt, wie sie von den Plakaten wußte, die jetzt ihren Namen durch die Stadt trugen, oder von ihren Bildern, die an den Straßenecken und in den Zeitungen ganz Visabon überschwebten. (Fortsetzung folgt.)

## Spuk im Schloß

Von Eva-Brigitte Gaede.

„Abt ihr euch nun genug Gruselgeschichten erzählt, Kinder,“ lachte die tiefe Stimme des Rittergutsbesizers auf Schloß Falkenried, „dann können wir uns ja die Hände drücken und uns in die seligen Gefilde des Traumlandes zurückziehen.“ Groß und breitschultrig stand er auf der Schwelle und versuchte seine Augen, aus der strahlenden Helle des Billiardzimmers kommend, an das dämmerige Licht der Bibliothek zu gewöhnen. Tieferrnte Augenpaare wandten sich ihm zu, und auf all den jungen Gesichtern stand ein sichtbares Erschrecken geschrieben. Ein großes Schweigen lag in dem Raum, in den die lebensbejahende Stimme des Hausherrn hineinfiel, und es war, als glitte ein Damm, ein beängstigender Druck von den jungen Herzen.

„Ach,“ seufzte Gitta, das älteste Töchterchen des Hauses, „jetzt hab' ich mich doch wahrhaftig von den dummen Gruselgeschichten einspinnen lassen! Aber du müßtest wirklich einmal hören, Väterchen, wie der Hans-Jürgen erzählt, und die Augen, die er dazu macht, da hält das tapferste Mädchenherz nicht stand!“ Und mit einem befreienden kleinen Lachen sprang Gittas zierliches Figürchen aus dem Sessel, in den es sich hineingekuschelt hatte.

Ein frohes Stimmengewirr erfüllte auf einmal wieder den hohen Raum. Die Herren, die sich auch wie die Damen von dem Erzählertalent ihres Kameraden hatten mitreißen lassen, gewannen ihre Sicherheit wieder, und so trennte sich die kleine Gesellschaft in aller Fröhlichkeit und Harmonie.

„Du bist doch ein Teufelskerl, Hans-Jürgen,“ sagte Günther von Gaaden zu seinem Vetter, mit dem er zusammen wegen Raummangels in den ältesten Teil des Ritterhofes einquartiert worden war. „Du hättest Schriftsteller werden sollen! Nein, was hast du für eine Phantasia! Und das will nun ein Reiteroffizier, ein tapferer Handedgen sein, bei den Gedanken, die in diesem Gehirnkasten schwirren!“

„Alles wahre Geschichten, lieber Günther, es gibt eben mehr Dinge zwischen Himmel und Erde.“

„Na, ja, ja, ich kenne nun schließlich schon deine Vorliebe für das Uebernatürliche. Vielleicht behauptest du morgen noch, daß es hier im Schloß Falkenried spukt!“

„Wer weiß,“ antwortete Hans-Jürgen, herzhast gähmend.

„Doch nun genug davon, ich bin schlafhungrig! Vergiß nur nicht, das Licht zu löschen. Ist es nicht schon sehr romantisch, daß wir verwöhnte Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Technik und der Erfindungen, uns bei Kerzenbeleuchtung wie zu Urgroßväterzeit schlafen legen müssen?“

Die Lichter im Schloß erloschen nach und nach, und nur des Vollmonds Glanz tauchte alles in ungewissen Schimmer.

„Ekelhaft, dieser bleiche Mondschein,“ murmelte Günther, warf sich auf die andere Seite und sah nun an der dunklen Wand, wie sich ein Mondenstrahl langsam weiterstapete. Hans-Jürgens ruhige Atemzüge wehten durch das alte Gemach; doch Günther mit hellwachen, empfindlichen Nerven, durch den weißen Glanz des Mondes eigentümlich berührt, fand keinen Schlaf.

Mit weißen Fingern rückte das Nachtgestirn grausam immer weiter, glitt schon kühl über das Antlig des ruhelos Daliegenden, als sich eine Wolkenwand über den Mond hob und das Zimmer in jäh hereinfallender Finsternis erstikte.

„Hoffentlich finde ich nun Ruhe,“ dachte Günther und legte sich befriedigt der dunklen Wand zu. Da — da — ließ ein seltsames feines Geräusch die Nerven erstarren! — Es schurte und — schlich, schurte und schlich — nun näher — nun weiter! Jetzt kam es heran mit schleppenden Bewändern und — schlich und schurte und — schlich!

Günther wagte sich nicht zu regen. „Wenn doch nun wenigstens der Mond schiene,“ murmelte er, „aber das Zimmer liegt ja in einem ganz trostlosen Dunkel! Diese Märchen-erzählerei hat einem wirklich die Ruhe genommen, zum Don — er — wet . . .! Oh, dieses marternde Schürfen und Schlurren! Nun ist es gerade über mir! Poß Teufel!“ Und mit beiden Beinen zugleich springt Günther aus den Federn heraus und lücht mit etwas bebenden Fingern die Streichhölzer. Endlich flammte ein kleines Kerzlein in der Dunkelheit des großen Zimmers, das sich ihm genau so zeigt wie vor dem Schlafengehen. Ein gepenigter Schatten, ragt er selbst in die geschwärtzen Balken, sonst nichts — nichts; nur die ruhigen Atemzüge des Schlafenden, und — da, da — sind sie wieder, diese Schritte! Dieses Schlurren, dieses Gleiten, als wandle ein ruheloser Geist stöhnend, gebeugt von einer großen Last hin und her — her und hin —!

„Hans-Jürgen, wach auf,“ ruft Günther ihn schüttelnd; doch der liegt in den sanften Armen des Schlafes und merkt nichts von der Not seines Freundes und Veters. Ein und her

— nun nah, nun fern — schleicht es, schleppt es, schleicht es und stöhnt sehnüchtige Töne durch die Stille der Nacht.

„Alle guten Geister, ich werde verrückt,“ flüstert Günther. Grün, hub, hub, reißt es an seinen Nerven; er ergreift kurz entschlossen das Licht, öffnet die Tür und stürzt die schmale Treppe, die zur Bodentür hinaufführt, empor. Nun kommt es näher das Schleifen und Schleppen, gru—u—u! Nun nichts mehr, Stille, erbarmungslose Stille. „Mut, Mut,“ flüstert Günther. Kreisend dreht sich der Schlüssel, Zentimeter auf Zentimeter öffnet Günther den Spalt weiter, ein eifriger Luftzug dringt ihm entgegen, das Licht verflöschend! Krachend fliegt unterhalb der Treppe seine Schlafzimmertür zu und — in demselben Augenblick stürzt es auf ihn ein! Er hat das Gefühl, als schlugen ihm knochige mit Lappen unwiderte Hände ins Gesicht, während ein widerlich, wütendes Geziß den Raum vor ihm

erfüllt. Günthers Stimme hat ihren Klang verloren, kein Laut kann seinen Mund formen, während das gespenstige Wesen mit knochigen Gebein den Menschen bekämpft! —

Erst später als Hans-Jürgen Günther sicher auf sein Lager gebettet hatte, findet er die Sprache wieder, um sein gräßliches Erlebnis mit dem „Gespenst“ zu schildern.

Am nächsten Morgen rief es bei dem Hofgefinde ein leises Erstaunen hervor, daß zwei junge Offiziere den „Truthahn“ brachten, der am Abend vorher nicht zu finden gewesen, und den man schon verloren geglaubt. Daß ein Truthahn sich auf einen Boden verirren kann, vielleicht auf irgendeiner Leiter, die sich an ein Bodenfenster angelehnt, hereinspaziert sei, ahnte keiner, und daß derselbe Truthahn in der Angst und Einsamkeit der dunklen, sehnüchtigen Nacht das „Schloßgespenst“ gespielt hatte, würde wohl nie ein Dritter erfahren!

## Wie und worauf veredele ich Rosen?

Sonderbericht für unsere Beilage von Gartenbaudirektor Hans Schulz, Berlin.

Gartenliebhaber, die Rosen selbst heranziehen und veredeln wollen, werden folgende Anregungen zu der Freude bereitenden, wie interessanten Rosenveredelung sicherlich begrüßen. — Die im April gepflanzten hochstämmigen Wildlinge werden ungefähr im Juli das Aussehen wie im Bild 1a haben, und müssen nun für eine Veredelung vorbereitet werden. Mit einem scharfen Messer werden alle Triebe, bis auf zwei oder drei der oberen Triebe abgeschnitten. (Bild 1b.) Der Stamm wird nun bei Trockenheit täglich gründlich begossen und beiprät, damit der Saft rege wird und eine leichte Lösung der Rinde erfolgen kann. Die Grundbedingungen für einen Erfolg sind, scharfes Messer, gut gebreiteter Bast, reife Rosenaugen und gutlösende Rinde.

Die beste Zeit zum Veredeln auf das schlafende Auge ist die Mitte Juli bis spätestens Ende August. An einer glatten, vollkommen gesunden Stelle machen wir einen ungefähr 7 Zentimeter langen T-förmigen Einschnitt und lösen die Rindenslügel ein wenig. (Bild 2a.) Bei Hochstämmen macht man Doppelveredelungen (Bild 1c), um eine kräftige Krone zu erzielen. Das Auge wird nun, nachdem man die Blätter bis auf einen 3 Zentimeter langen Stiel abgeschnitten hat, in der Weise geschnitten, daß man das Stulermesser ungefähr 10 bis 12 Millimeter unterhalb des Auges in flacher Schrägstellung einsetzt, und dicht unter dem Auge einen Längsschnitt so führt, daß das Messer etwa 12 bis 15 Zentimeter oberhalb desselben den Schnitt beendet. Es darf nur ein ganz dünnes Streifen Holz in dem ovalen Gelaugenschildchen sich befinden. Das Streifen läßt man aber bestehen, da man bei Entfernen desselben Gefahr laufen würde, den Kern des Auges auszubringen, ohne den das Auge nicht anwachsen kann. Die Rindenslügel werden nun geöffnet, das Auge so eingeschoben (Bild 2b), daß es oben ein wenig über den Querschnitt des T herausragt. Dieser Teil wird soweit abgeschnitten, daß das Ende des Schildchens an die Wildlingsrinde gerade anstößt. Mit Bast wird die Veredelungsstelle so unverbunden, daß das Auge freibleibt. (Bild 2c.) Ein Veredeln der Veredelung mit kalkflüssigem Baumwachs, unter Freilassen des Auges, erfolgt sofort, um die Stulermade fernzuhalten. Ein sicheres Zeichen, daß das Gelaug ange wachsen ist, gewährt das Fallen des vergilbten Blattstiebes nach 10 bis 14 Tagen. Ein Lockern des Verbandes durch einen Schnitt erfolgt nur, um ein Einschneiden des Verbandes zu verhindern.

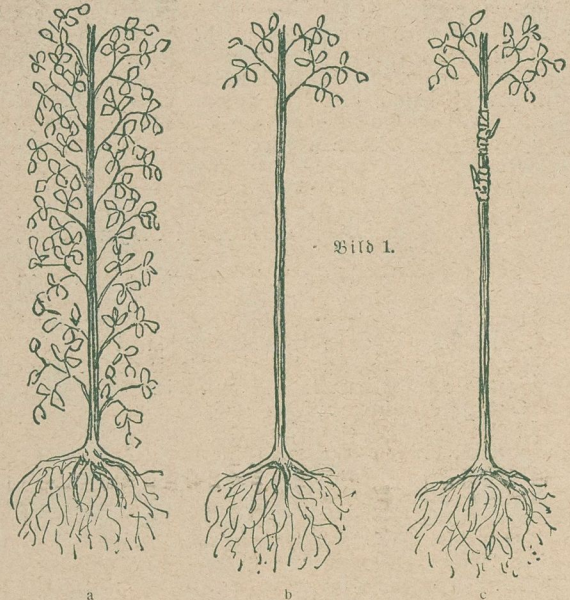


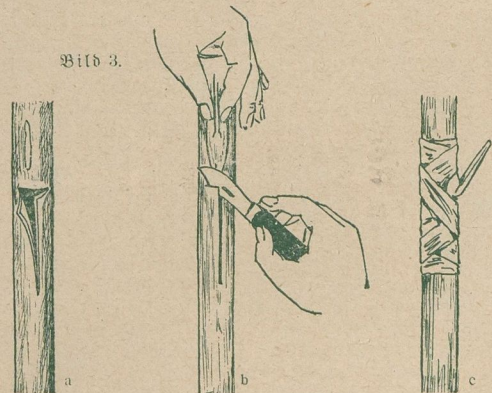
Bild 1.

- Sämlingsstamm im vollen Austrieb vor dem Auspflanzen.
- Nun Veredeln fertiggeputzter Stamm; die zwei bis drei obersten Wirttriebe bleiben stehen.
- Die ausgeführte Doppelveredelung.

Die Veredelung der niedrigen Wildlinge erfolgt nach Zusammenbinden der Kronen, Freilegung und Abwischen des Wurzelhalses mit einem weichen Lappen in derselben Weise wie oben; jedoch fällt hier ein Bestreichen mit Baumwachs weg. Etwa austreibende Augen schneide man auf 1—2 Augen zurück.



- Zu schwaches unbrauchbares Edelreis.
- Gut ausgereiftes brauchbares Edelreis.



- Der ausgeführte T-Schnitt; die Rinde hat gut gelöst.
- Einschieben des Edelauges.
- Unter Freilassung des Auges richtig verbunden.



